

Leuzinger-Bohleber, Marianne

**Von der »one man army« zur interdisziplinären Forschung Zur  
Forschung an der Klinischen und Grundlagenabteilung am  
Sigmund-Freud-Institut heute**

*Leuzinger-Bohleber, Marianne / Haubl, Rolf (Hg.): Psychoanalyse: interdisziplinär – international – intergenerationell - Zum 50-jährigen Bestehen des Sigmund-Freud-Instituts, 2012 S. 21-61*

urn:nbn:de:bsz-psydok-46283

Erstveröffentlichung bei:

**Vandenhoeck & Ruprecht** WISSENSWERTE SEIT 1735

<http://www.v-r.de/de/>

**Nutzungsbedingungen**

PsyDok gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von PsyDok und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

**Kontakt:**

**PsyDok**

Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek  
Universität des Saarlandes,  
Campus, Gebäude B 1 1, D-66123 Saarbrücken

E-Mail: [psydok@sulb.uni-saarland.de](mailto:psydok@sulb.uni-saarland.de)  
Internet: [psydok.sulb.uni-saarland.de/](http://psydok.sulb.uni-saarland.de/)

Marianne Leuzinger-Bohleber  
Rolf Haubl (Hg.)

# **Psychoanalyse: interdisziplinär – international – intergenerationell**

Zum 50-jährigen Bestehen des Sigmund-  
Freud-Instituts

Mit 9 Abbildungen und 1 Tabelle

**Vandenhoeck & Ruprecht**

Marianne Leuzinger-Bohleber

## **Von der »one man army« zur interdisziplinären Forschung**

Zur Forschung an der Klinischen und  
Grundlagenabteilung am Sigmund-Freud-Institut heute

Die Geschichte des SFI ist selbstverständlich nicht ohne die Geschichte der internationalen und der deutschen Psychoanalyse zu verstehen, ein Thema, das noch intensiver Erforschung bedarf.<sup>1</sup> Im Folgenden soll daher versucht werden nach einer kurzen Würdigung der Leistung Mitscherlichs als Gründer des SFI, die Situation der Psychoanalyse am Sigmund-Freud-Institut in den 1960er- und 1970er-Jahren mit Entwicklungen in der Internationalen Psychoanalyse in Beziehung zu setzen und schließlich zu illustrieren, wie wir heute das SFI in der aktuellen Forschungslandschaft kritisch zu verorten versuchen. Dabei beziehe ich mich auf die enormen Veränderungen in der Wissensgesellschaft in den letzten Jahrzehnten und versuche zu skizzieren, wie sich diese Veränderungen auf die konkreten Forschungsprojekte im Klinischen und Grundlagenbereich am SFI auswirken. Ich kann dabei vieles nur streifen, unter anderem die ökonomischen Zwänge, die im heutigen globalisierten Neoliberalismus die Forschungsrealitäten weit mehr prägen, als wir uns dies gerne eingestehen. Rolf Haubl wird, als psychoanalytischer Sozialpsychologe, darauf in seiner Einführung differenzierter eingehen. Ich selbst beschränke mich abschließend auf einen Aspekt der komplexen Thematik und erörtere kurz, wie die aktuellen An-

---

<sup>1</sup> Im Zusammenhang mit dem 150. Geburtstag Sigmund Freuds und der 100-Jahr-Feier der International Psychoanalytical Association wurden verschiedene Arbeiten zu diesem Thema vorgelegt (vgl. u.a. Bohleber, 2010). Zudem wurden in den letzten Jahren eine Reihe umfassender historischer und soziologischer Analysen publiziert. Um nur zwei davon zu erwähnen: George Makari (2008) und Eli Zaretski (2004).

forderungen an psychoanalytische Forschungsprojekte – verglichen mit den Gründungszeiten am SFI – unter anderem neue Formen der Interdisziplinarität einfordern, die abschließend kurz reflektiert werden.

Im einleitenden Kapitel zu Teil III des Bandes illustrieren die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die zurzeit in diesen Bereichen am SFI arbeiten, anhand einiger ihrer laufenden Forschungsprojekte meine Ausführungen.

## Alexander Mitscherlich: Charismatische Persönlichkeit und »one man army«

»[...] ohne Sie [wäre] die Nachkriegsgeschichte der Psychoanalyse anders verlaufen, [hätte] vielleicht gar nicht wieder begonnen«, so schrieb Ilse Grubrich-Simitis an Alexander Mitscherlich 1977 (zit. nach Hoyer, 2008, S. 590).<sup>2</sup> Seine charismatische Persönlichkeit prägte nicht nur die öffentliche Präsenz des Sigmund-Freud-Instituts seit seiner Gründung, sondern auch weitgehend die Forschungsaktivitäten, die sich in den ersten Jahren am SFI entfalteten.

Liest man die drei Biografien, die zu seinem 100. Geburtstag erschienen sind, von Martin Dehli (2007): »Leben als Konflikt. Zur Biografie Alexander Mitscherlichs«, von Tobias Freimüller (2007): »Alexander Mitscherlich. Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler« und die ausführlichste von ihnen von Timo Hoyer (2008): »Im Getümmel der Welt. Alexander Mitscherlich – Ein Porträt« wird in eindrucksvoller Weise deutlich, wie sehr wir es Alexander Mitscherlich verdanken, dass er der Psychoanalyse in den 1960er-Jahren auch in

---

<sup>2</sup> Mitscherlich selbst schrieb in »Der Kampf um die Erinnerung. Psychoanalyse für fortgeschrittene Anfänger« dazu: »Wer sich für Psychoanalyse interessiert und ein paar Lebensjahrzehnte überschaut, kann nicht anders als baß erstaunt sein über den Wandel in der öffentlichen Einschätzung der Psychoanalyse während dieser Zeit. Es gibt nur noch wenige Verlage, die keine psychoanalytischen Titel anbieten, und auch auf akademischem Pflaster ist die Psychoanalyse kein »unmögliches« Thema mehr« (Mitscherlich, 1975/1983, S. 393).

Deutschland zu einer Blüte verhalf, aber auch wie hart dies von ihm erkämpft war. Mit großem politischem Geschick, einem bewundernswerten Gespür für aktuelle Zeitthemen, einer unermüdlichen Präsenz in den Medien und politischen Debatten, aber auch einem bis an die Grenzen der Erschöpfung reichenden kontinuierlichen Engagement setzte er sich für die öffentliche und wissenschaftliche Anerkennung der Psychoanalyse ein.

Wie auch Pläntkers in diesem Band ausführt, ist es interessant, dass das SFI seine Existenz nicht primär den Universitäten, sondern der Politik, den guten Beziehungen Alexander Mitscherlichs zum damaligen Ministerpräsidenten Georg-August Zinn und der hessischen Ministerialrätin Helene von Bila verdankt, sowie den jahrelangen Mitkämpfern, Max Horkheimer und Theodor Adorno vom Institut für Sozialforschung. Anlässlich der Vorlesungen zum 100. Geburtstag Sigmund Freuds, die Alexander Mitscherlich zusammen mit dem Institut für Sozialforschung im Sommer 1956 organisiert hatte, verkündete der Ministerpräsident Zinn, der Frankfurter Universität einen Lehrstuhl für Psychoanalyse zu stiften. Alexander Mitscherlich sah sich nahe an seinem Ziel, endlich als ordentlicher Professor an einer deutschen Universität das Fach Psychoanalyse vertreten zu können, doch wurde er erneut enttäuscht. Die Frankfurter Fakultät lehnte den angebotenen Lehrstuhl ab und forderte stattdessen seine Umwandlung in einen Lehrstuhl für Erbgenetik (sic!), was angesichts der nationalsozialistischen Vergangenheit dieses Fachs an der Universität Frankfurt ein kaum vorstellbarer Affront war.

Dass wiederum der Widerstand aus der akademischen Welt im letzten Moment seinen Lehrstuhl verhinderte, enttäuschte Alexander Mitscherlich sehr. Er musste sich weiter an der von ihm vorwiegend als feindlich erlebten Universität Heidelberg einrichten. Doch beeindruckt an Alexander Mitscherlich auch, dass er den Kampf nie aufgab: Unermüdlich versuchte er die guten Kontakte zum Hessischen Ministerium und zum Institut für Sozialforschung zu nutzen, um trotz aller Widerstände und mit viel politischem und rhetorischem Geschick doch noch die Gründung eines psychoanalytischen Ausbildungs- und For-

schungsinstituts durchzusetzen. Wiederum nach kaum vorstellbaren Hindernissen und Intrigen war es endlich am 27. April 1960 soweit: Alexander Mitscherlich konnte feierlich das *Institut und Ausbildungszentrum für Psychoanalyse und Psychosomatische Medizin* in Frankfurt eröffnen. Am 14. Oktober 1964 wurde ein Neubau an der Myliusstraße feierlich bezogen.

Trotz dieses glanzvollen Auftakts erforderten die folgenden Jahre wiederum viel Kraft, Engagement und Durchhaltevermögen. Alexander Mitscherlich, der gleichzeitig Klinikleiter in Heidelberg und Institutsleiter in Frankfurt war, versuchte Hans Zulliger (Bern), Bela Grunberger (Paris), Edith Weigert (London), Henry Löwenfeld (New York) und Michael Balint (London) als Leiter des Frankfurter Instituts zu gewinnen, vergeblich, wie er voll Enttäuschung feststellen musste. Auch Horst-Eberhard Richter lehnte es damals ab, die Direktorenstelle zu übernehmen: er akzeptierte stattdessen den Ruf an die Universität Gießen, der ursprünglich für Mitscherlich gedacht gewesen war. Zudem erwies es sich als äußerst schwierig, genügend Lehranalytiker an das Institut zu bringen, um den zunehmenden Wünschen nach psychoanalytischer Ausbildung nachzukommen. Vor diesem Hintergrund beeindruckt es umso mehr, dass sich das Sigmund-Freud-Institut zum bedeutendsten psychoanalytischen Ausbildungsinstitut in Deutschland entwickelte.

Mitscherlich pendelte zwischen Frankfurt und Heidelberg. Alle seine Mitarbeiter trafen sich mittwochs zum sogenannten »Markt« in Frankfurt und freitags in der Klinik in Heidelberg. Der Schwerpunkt in Heidelberg lag weiterhin auf der psychosomatischen Medizin. In Frankfurt, ohne medizinische Klinik, konzeptualisierte Mitscherlich drei Abteilungen, eine klinische (unter Hermann Argelander), eine psychologische (unter Horst Vogel) und eine sozialpsychologische (unter Tobias Brocher). Neben der Patientenbetreuung wurde ein reiches Angebot an Balintgruppen für Ärzte, Lehrer und Juristen entwickelt und eine große Anzahl von Forschungsprojekten initiiert.

Das SFI entwickelte sich zu einem inspirierenden Zentrum der Psychoanalyse auch dank der vielen ausländischen Gäste, die, mit dem Ehepaar Mitscherlich eng befreundet, oft und gern nach Frankfurt kamen, so beispielsweise Piet Kuiper und Jeanne

Lampl-de Groot aus Amsterdam, Otto von Mehring aus Pitsburg, Willi Hoffer, Michael Balint und Paula Heimann aus London, Heinz Kohut und viele andere aus den USA. Zudem setzte sich Alexander Mitscherlich für die Übersetzung vieler ihrer Werke und wichtiger Publikationen ins Deutsche ein, ein Grund mehr, warum die Psychoanalyse in den 1960er-Jahren auf ein enormes öffentliches und fachliches Interesse stieß.

Die bedeutendste öffentliche Anerkennung erhielt Alexander Mitscherlich, als ihm 1969 der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels überreicht wurde. Alle Biografen betonen, dass die öffentliche Würdigung, die Mitscherlich dadurch zukam, in der Öffentlichkeit breite Zustimmung erfuhr. Er wurde als ein unermüdlich für seine Wissenschaft streitender Psychoanalytiker, ein unerschrockener Zeitkritiker und als ein Mann wahrgenommen, der gleich in doppelter Weise Opfer sowohl des Nationalsozialismus als auch seiner Nachwirkungen in den 1950er-Jahren geworden war.

Für viele stand damals der Name Alexander Mitscherlichs für die Psychoanalyse schlechthin. Er verhalf ihr zu einer einmaligen öffentlichen Reputation und für uns heute kaum mehr vorstellbaren Anerkennung und Aufmerksamkeit, vor allem auch in den Medien. Es gab fast keine öffentliche Debatte, in der Mitscherlich nicht präsent war. Durch seine unzähligen Vorträge und journalistischen Tätigkeiten schien er – und damit auch die Psychoanalyse – öffentlich und wissenschaftlich fast omnipräsent.

Nach Einschätzung vieler bleibt allerdings sein wichtigster wissenschaftlicher Beitrag seine kritische Auseinandersetzung mit dem dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte, dem Nationalsozialismus, und dabei vor allem der Verwicklungen der Medizin in seine unser Vorstellungsvermögen immer noch übersteigende Verbrechen. So schreibt Dehli:

»Der Abschlussbericht zum Nürnberger Ärzteprozess ist zugleich das einzige Buch Mitscherlichs, dem bis heute andauernd Aufmerksamkeit beschieden ist. Über dreißig Jahre blieb es die wichtigste deutsche Veröffentlichung zur Medizin im Nationalsozialismus. Mitscherlich, der 1933 sein Geschichtsstudium aufgegeben hatte, hat mit seiner Veröffentlichung zum Nürnberger Ärzteprozess

eines der wichtigsten Werke der Geschichte der Medizin im zwanzigsten Jahrhundert geschrieben« (Dehli, 2007, S. 146).

Im Zusammenhang mit dem Jubiläum des SFI hat es uns beschäftigt, dass es um Mitscherlich in den letzten Jahrzehnten merkwürdig ruhig geworden ist, und wir haben nach möglichen Gründen für dieses Phänomen gesucht. Wie ich im Folgenden kurz skizzieren möchte, kann dieses weitgehende Vergessen der charismatischen Persönlichkeit Alexander Mitscherlich, vor allem bei der jungen Generation, nur im Zusammenhang mit den enormen gesellschaftlichen Veränderungen in den letzten fünf Jahrzehnten verstanden werden, Veränderungen, die selbstverständlich auch die Psychoanalyse betreffen (vgl. dazu u.a. Pfenning, im Druck). Für uns ist das gemeinsame Nachdenken über diese Zusammenhänge nicht nur mit der selbstverständlichen Neupositionierung der Psychoanalyse in ständig sich wandelnden wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kontexten verbunden, sondern wohl auch mit einer angebrachten Trauerarbeit, dass wir heute am SFI – aber auch weltweit – nicht mehr in einer solchen »Hochblüte der Psychoanalyse« leben. In der Psychoanalyse, aber auch in der Welt der globalisierten, international vernetzten, vom Neoliberalismus geprägten Wissenschaften scheinen die Zeiten der »one man army«, wie Erikson Mitscherlich einmal charakterisierte, der Vergangenheit anzugehören. Es sind neue Spannungsfelder entstanden, in denen sich die Psychoanalyse als »spezifische Wissenschaft des Unbewussten« behaupten und entfalten muss, ohne dabei ihr kritisches Potenzial zu verlieren. Dazu einige Anmerkungen, die allerdings in diesem Rahmen sehr fragmentarisch bleiben müssen.



## Die Geschichte des SFI auf dem Hintergrund der internationalen Psychoanalyse: einige wissenschaftssoziologische Anmerkungen

Makari (2008) zeichnet als Medizinhistoriker die Entstehung der Psychoanalyse anfangs des 20. Jahrhunderts in eindrucksvoller Weise detailliert nach und zeigt auf, wie sehr sie das Produkt der europäischen Kultur- und Geistesgeschichte ist.<sup>3</sup> Freud gelang es, in seinem Verständnis von Psychoanalyse verschiedene Strömungen der damaligen Biophysik und Psychophysik, die Kontroversen um ein neues Verständnis der Psychopathologie in

---

<sup>3</sup> Er verbindet die Entstehung und die Geschichte der Psychoanalyse und die Überschätzung, die Freud dabei zugesprochen wird, vor allem mit dem Nationalsozialismus und den unerträglichen Verlusten, die die Generation der in die USA emigrierten Psychoanalytiker erleben mussten: »Die Psychoanalyse entstand aus dem Wirrwarr des Nachkriegseuropas und wurde zur führenden, modernen Theorie der Seele. Ihre Modelle der unbewussten Leidenschaften, ihre Auffassung von Abwehr und innerem Konflikt und ihre Methode, Selbsttäuschungen aufzudecken, siegten über die traditionellen Quellen des Selbstverständnisses wie z.B. Religion. In den USA eroberte die Psychoanalyse ihren Weg zu Gerichten, Schulen und Kliniken und wurde zur Informationsquelle in der Literatur, im Film, dem Fernsehen, von Journalisten, im Theater und in der Kunst. Und während sich die Psychoanalyse ausbreitete, brachte sie, beabsichtigt oder unbeabsichtigt, die Kultur Kants mit sich; die Grundannahmen der *Geisteswissenschaften* und einer europäischen klassischen Bildung: Sie brachte die Evolutionsbiologie, den Positivismus und die Newton'sche Physik mit sich und die Gedanken von Ribot, Charcot, Bernheim, Breuer, Brentano, Krafft-Ebing, Fliess, Brücke, Helmholtz, Mach, Schelling, Fechner, Hering, Haeckel, Ehrenfels, Forel, Bleuler, Jung, Gross, Adler, Stekel, Sadger, Rank, Ferenczi, Abraham, Horney, Alexander, Fenichel und viele andere. Allerdings wurden die meisten dieser Vorgänger mit der Zeit vergessen oder verleugnet. Stattdessen trug ein Geist alles das weiter, was geerbt und zerstört worden war, alle die Möglichkeiten und Verluste. Die Kultur, die die Psychoanalyse geboren hatte, wurde zu ihrem Grab. Es gab sie nicht mehr. Die Überlebenden im Exil und ihre Nachfolger auf der neuen Insel fielen in ein Vakuum ihrer Zukunft, begleitet von einem Namen, einem Talisman: Freud. Ein Mann musste nun die Geschichte repräsentieren, und als Symbol würde er weiterleben, [...] seine Söhne und Töchter, seine Feinde und Freunde (Makari, 2008, S. 485; Übersetzung L.-B.).

Frankreich um Charcot an der weltberühmten Klinik Salpêtrière sowie sexualwissenschaftliche Forschungen von Krafft-Ebing, Ehrenfels, Weinberger, Moll, Hirschfeld und andere in seinen Theorien der psychosexuellen Entwicklung, des Unbewussten und der Psychodynamik seelischer Störungen zu integrieren (s. dazu u. a. Makari, 2008, S. 120). Zudem war er in dieser naturwissenschaftlichen Orientierung stark vom Darwinismus<sup>4</sup> beeinflusst, der den Menschen als einen Organismus sah, der von Bedürfnissen getrieben ist, die er unter spezifischen Umweltbedingungen zu befriedigen versucht. Daher definierte Freud bekanntlich »Triebe« an der Grenze zwischen dem Somatischen und dem Psychischen. Psychische Eigenschaften, die Entwicklungsstadien der Sexualität sowie die Ich-Funktionen verstand er als das Produkt einer langen Evolutionsgeschichte, in der sich der Mensch kontinuierlich an innere und äußere Realitäten anpasste (vgl. dazu auch Gay, 1987/1989; Jones, 1960/1962; Zaretski, 2004/2006, S. 473 ff.; Whitebook, 2010).

Unbestritten gehört es zu den großen Leistungen von Freuds und seinen Mitstreitern, dass sie sich bei seiner Entdeckung der Psychoanalyse einerseits auf die Naturwissenschaften ihrer Zeit beriefen, aber andererseits immer auch die Human- und Kulturwissenschaften mitdachten. Als junger Mann interessierte sich Freud sehr für Philosophie und die anderen Geisteswissenschaften, bevor er sich mit einer auffallend heftigen emotionalen Reaktion den Naturwissenschaften zuwandte. Im Labor am Physiologischen Institut von Ernst Brückes lernte er ein streng positivistisches Verständnis von Wissenschaft kennen, das ihn Zeit seines Lebens anzog. Dennoch wandte sich Freud später von der Neurologie seiner Zeit ab, da er die Grenzen der methodischen Möglichkeiten zur Erforschung des Seelischen in dieser Disziplin erkannte. Mit der »Traumdeutung«, dem »Geburtsdokument der Psychoanalyse«, definierte er diese als »reine Psy-

---

<sup>4</sup> Allerdings ist bekannt, dass Freud auch von Lamarck beeinflusst war, z. B. in seinen kulturtheoretischen Schriften: »Totem und Tabu« (1912/13) oder »Der Mann Moses und die monotheistische Religion« (1939). Er ging davon aus, dass im individuellen Gedächtnis auch unbewusste Erinnerungen an die Kulturgeschichte enthalten sind, eine Lamarck'sche These.

chologie«. Allerdings verstand er sich auch weiterhin als naturwissenschaftlich genau beobachtender Mediziner. Sein Wunsch nach einer präzisen »empirischen« Überprüfung von Hypothesen und Theorien schützte, so Joel Whitebook (2010), Freud vor seiner eigenen Neigung zur wilden Spekulation. Dadurch konnte er als »philosophischer Arzt« eine neue, »spezifische Wissenschaft des Unbewussten«, die Psychoanalyse, begründen.

Freud setzte daher mit seinem Verständnis von Psychoanalyse Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften miteinander in Beziehung. In seiner Konzeption einer Psychosexualität gestaltete er die eine Dialektik von Biologie und Psychologie, von Körper und Seele, in einer neuen Weise. Ebenso intensiv befruchteten Literatur und Kunst sein Denken. Auch aus ihnen schöpfte er seine Erkenntnisse über die Grundkonflikte des Menschen, die sich aus den frühkindlichen Fantasien und den ersten Objektbeziehungen speisen und ihn ein Leben lang unbewusst determinieren.

Makari (2008) beschreibt eindrucksvoll, wie schon in der Anfangszeit der Psychoanalyse zu beobachten war, wie Freud und seine Anhänger einen Weg zu finden versuchten zwischen einerseits einer offenen, innovativen Diskussion, mit ständigem Hinterfragen von sogenannten »Wahrheiten«, wie sie einen wissenschaftlichen Diskurs auszeichneten, und andererseits dem Suchen nach einer gemeinsamen Identität, den spezifischen Merkmalen von »Psychoanalyse« andererseits.

Nachträglich gesehen war es eine folgenschwere Entscheidung von Freud, dass er in diesem inhaltlichen und institutionellen Spannungsfeld an seinem Verständnis von Psychoanalyse festhielt und der Gefahr widerstand, die Psychoanalyse entweder in die Welt der Medizin oder in eine »reine Kultur- und Geisteswissenschaft« zu integrieren. Die Psychoanalyse bewahrte daher ihre Eigenständigkeit als wissenschaftliche Disziplin. Schröter (2010) bezeichnet es als einen »Konstruktionsfehler« der Psychoanalyse, dass sie sich von den Universitäten abwandte und sich als »Privatwissenschaft« definierte, abseits des universitären Diskurses. Makari (2008) verfolgt dagegen eine andere These: Auch er sah in der Entscheidung zur Gründung einer »loyalen« psychoanalytischen Vereinigung in Nürnberg 1910 einen pro-

blematischen Schritt, der sowohl den Rückzug wichtiger, als wissenschaftlich identifizierter Personen wie Eugen Bleuler wie auch die verheerenden Spaltungen (Adler, Jung) etc. nach sich zog. »Sigmund Freud hat seine Community von Zweiflern, Rivalen und potenziellen Nachfolgern gereinigt. Der Clanvater hatte sich seiner rebellierenden Söhne entledigt« (Makari, 2008, S. 290; Übers. M. L.-B.). Zwar schützte er dadurch durchaus auch Patienten von den Auswüchsen »wilder Analyse« und sexueller Übergriffe, wie sie etwa Otto Gross praktizierte und idealisierte, aber er schränkte dadurch auch produktive wissenschaftliche Kontroversen ein und schuf die Gefahr einer psychoanalytischen Sekte, die sich ihrem Führer unterwirft.

Makari zeigt auf, dass sich Freud dieser Gefahren durchaus bewusst war und sich in den folgenden Jahren noch intensiver darum bemühte, Psychoanalyse nicht als Religion, sondern als Wissenschaft zu definieren. »Nachdem Jung von seiner IPA-Präsidenschaft zurückgetreten war, versuchte Freud sofort sein Wissenschaftsfeld zu verteidigen. Um diesen Punkt zu betonen: Freud brauchte eine solide Definition von Wissenschaft. Zur gleichen Zeit wurde in Wien dieses Thema heftig debattiert [u. a. durch Ernst Mach in seiner Auseinandersetzung mit der Relativitätstheorie von Albert Einstein; M. L.-B.]. 1914 bezog sich Freud auf diese Diskussionen und versuchte, die Freud'sche Psychoanalyse als Wissenschaft zu charakterisieren. Psychoanalytische Ideen, schrieb er, sind nicht die Grundlage der Wissenschaft, auf denen alles aufbaut: Dieses Fundament sind einzig die Beobachtungen. Sie sind nicht die Basis, sondern der Gipfel der ganzen Struktur und sie können jederzeit ersetzt oder verändert werden, ohne ihr zu schaden. Das Gleiche ereignet sich in unseren Tagen in der Physik. Die Basisannahmen, zum Beispiel die zentralen Kräfte, Anziehungen etc., sind kaum weniger zu debattieren als die analogen Konzepte in der Psychoanalyse« (Makari, 2008, S. 298; Übers. M. L.-B.). Damit beschrieb Freud das Ringen um eine »forschende Grundhaltung« (Leuzinger-Bohleber, 2007), die bis heute die Psychoanalyse prägt. Makari zeichnet detailliert nach, dass sich Freud ständig um eine solche wissenschaftliche Grundhaltung bemühte und sich mit den Argumentationen seiner Gegner auseinandersetzte und sie in neue

theoretische Ansätze integrierte. So differenzierte er zum Beispiel in seinen »Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse« (1916/17), die wie ein erstes »Lehrbuch der Psychoanalyse« aufzufassen sind und daher dazu dienten, den damaligen Konsens »was unter Psychoanalyse zu verstehen gilt« zu sichern, seine Auffassungen zur Psychosexualität, die in der Kontroverse mit Jung zu einer Art »Glaubenssatz« geworden waren. In den Vorlesungen fordert er seine Zuhörer auf, seinen Beobachtungen kritisch (»wissenschaftlich«) zu folgen, statt sich seinen Auffassungen zu unterwerfen. Die Beobachtungen werden nun zum Prüfstein der »Wahrheit der Theorien«, zum argumentativen Ausgangspunkt einer Auseinandersetzung mit alternativen Auffassungen wie jenen von Jung, Adler etc.

Nach Makari hat sich Freud die Argumente seiner Gegner immer für Modifikationen seiner Theorien nutzbar gemacht. Zum Beispiel stellte er durch die Kontroverse mit Adler fest, dass er bisher die Rolle der Aggression konzeptuell unterschätzt hatte, und berücksichtigte diesen Aspekt (auch unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges) in seiner Narzissmustheorie. Zudem überraschte er in seiner Arbeit »Jenseits des Lustprinzips« (1920) seine Anhänger damit, dass er selbst die Position verwarf, die Libidotheorie sei das »sine qua non« der Psychoanalyse. Er konzeptualisierte nun Thanatos (den Todestrieb) als den unverzichtbaren Gegenspieler des Eros (des Lebenstriebes) im Seelenleben des Menschen, ein Gedanke, den schon Stekel vor Jahren geäußert hatte, den Freud aber damals heftig verworfen hatte. »Angetrieben von den Schrecken des Krieges, verwarf Sigmund Freud, der Denker, Sigmund Freud, den Verteidiger einer Bewegung. Niedergeschmettert durch die Ereignisse ging er zurück zum Reißbrett und änderte seine Auffassungen. In diesem Prozess erlaubte er, bzw. betonte er sogar, die vorläufige Natur jeder Theorie des Unbewussten [...] Freud veränderte sich von einem grauen, alten Patriarchen zu jemandem mit vielen Söhnen und Töchtern, ein Indikator für die Entstehung einer Wissenschaft« (Makari, 2008, S. 319; Übersetzung L.-B.). Doch brauchte es klare Strukturen in der Ausbildung, wie sie erstmals das Berliner Institut unter Karl Abraham entwickelte, um einen kreativen, lebendigen und »wissenschaftlichen« Diskurs in der analytischen

Gruppe zu stärken: Verglichen mit der Wiener Gruppe herrschte in Berlin ein offenes, von Neugier geprägtes Klima, das viele begabte Nachwuchswissenschaftler anzog und zu eigenständigen Weiterentwicklungen der psychoanalytischen Theoriebildung führte (z. B. von Karl Abraham selbst, aber danach von Franz Alexander, Melanie Klein u. a.). Makari spricht daher von der »Neuen Psychoanalyse« (Makari, 2008, S. 367 ff.). Die Poliklinik (u. a. unter der Leitung von Ernst Simmel) und die Öffnung zu Medizin, Psychiatrie und Universität trugen ebenfalls zu der Kreativität der Gruppe bei. Die politischen Ereignisse (Börsenkrach, Aufkommen des Nationalsozialismus) beendeten diese Blüte der Psychoanalyse im Berlin der Zwanzigerjahre.

In Wien entwickelte sich ein intensiver Diskurs über die »Wissenschaftlichkeit der Psychoanalyse«, an der sich auch Heinz Hartmann und Anna Freud (»Das Ich und die Abwehrmechanismen«, 1936/1952) federführend beteiligten. So wandte sich zum Beispiel Hartmann vehement gegen eine Auffassung von Psychoanalyse als »Weltanschauung«: »Es gab keine Marxistische Psychoanalyse, keine Jüdische Psychoanalyse und es konnte auch keine nationalsozialistische Psychoanalyse geben. Es gab nur die Psychoanalyse. Oder anders ausgedrückt, eine rationalistische, empirische und naturalistische Psychoanalyse« (A. Freud zit. in Hartmann, 1975, S. 451).

»Freud verschmolz beide Strömungen in einer vollkommen neuen, weder rein naturwissenschaftlichen noch rein geisteswissenschaftlichen Synthese. Zwingend und kohärent wurde sie durch die Entdeckung eines neuen Objektes: des eigensinnigen, bedeutungsvollen und moralisch bestimmten psychischen Lebens des Menschen. Es war ein neues Verständnis des Subjekts, stand zudem mit den Formen des persönlichen Lebens in Einklang, die sich mit der zweiten industriellen Revolution gesellschaftsübergreifend durchsetzten. [...] Die psychoanalytische Auffassung des Subjekts machte das Projekt der Aufklärung vielschichtiger und vertiefte es zugleich [...] Die Forderung war, sich selbst objektiv – nämlich »analytisch« – zu sehen und zugleich empathisch in die innere Welt anderer Menschen einzutreten. Insofern leistete die Psychoanalyse einen gewaltigen Beitrag zur Erweiterung der menschlich-moralischen Fähigkeiten. Als Speerspitze epochaler gesellschaftlicher Veränderungen schuf sie

eine neue Ethik, die darauf hinauslief, dass ein bedeutungsvolles Leben gründliche Selbstreflexion verlangt. Solange die Psychoanalyse ihre führende Rolle innehatte, verband sie diese neue Ethik mit der Leidenschaft einer Berufung« (Zaretski, 2004/2006, S. 474 f.).

Alexander Mitscherlich kann als ein prototypischer Verfechter dieser »neuen psychoanalytischen Ethik« der Psychoanalyse gelten: Leidenschaftlich setzte er sich für die Aufklärung des dunkelsten Kapitels der deutschen Geschichte, des Nationalsozialismus, ein und nutzte die Psychoanalyse als Forschungsmethode, um die unbewussten Wirkungen des Nationalsozialismus auf die deutsche Nachkriegszeit zu erhellen. Diesem Engagement, das öffentlich und politisch eng verknüpft mit der Psychoanalyse als unverzichtbarer, aufklärerischer Kraft wahrgenommen wurde, verdankt das SFI seine Existenz. Dabei war es gerade die Verbindung von einer genauen, empirisch »naturwissenschaftlichen« Beobachtung komplexer Phänomene mit aktuellen geisteswissenschaftlichen Störungen, die damals zur Attraktivität der Psychoanalyse – auch bei Politikern – beitrugen.

Nach Zaretski (2004/2006, S. 475 ff.) trennten sich in den 1970er-Jahren die natur- und geisteswissenschaftlichen Orientierungen innerhalb der Psychoanalyse wieder – nach seinen soziologischen Analysen ein wichtiger Faktor, der zum gesellschaftlichen Bedeutungs- und Machtverlust der Psychoanalyse beitrug. Die internationale Psychoanalyse spaltete sich in zwei verschiedene Projekte, einerseits in eine quasi *medizinische, therapeutische Behandlung psychisch Kranker*, eine »*therapeutische*« Richtung, und andererseits in eine *neue kulturtheoretische Forschungsrichtung*, eine »*kritisch hermeneutische*« Orientierung. Von heute aus gesehen ist interessant, dass am SFI diese Spaltungen und die damit verbundenen wissenschaftstheoretischen Positionierungen in den 1970er-Jahren intensiv diskutiert wurden, erinnern wir uns nur zum Beispiel an die Definition der Psychoanalyse als »Wissenschaft zwischen den Wissenschaften« von Alfred Lorenzer (1974/1985) oder an die Charakterisierung der Psychoanalyse als eine dem »emanzipatorischen Erkenntnisinteresse« verpflichtete Therapiemethode, die ihr »szientistisches Selbstmissverständnis« immer wieder neu zu analysieren

habe, von Jürgen Habermas (1968). Damit wurde die wichtige wissenschaftstheoretische Verortung der Psychoanalyse erneut aufgenommen und weiter differenziert.

Allerdings konnten die sich damals vollziehenden gesellschaftlichen Prozesse, die zu einem sukzessiven Verlust der Attraktivität der Psychoanalyse als einer das Unbewusste in der Kultur deutenden Disziplin führten, zwar reflektiert, aber selbstverständlich in ihrer weiteren Entfaltung nicht verhindert werden. Einige dieser Entwicklungen seien hier kurz skizziert:

### Niedergang der Freud'schen Kulturkritik zugunsten eines Paradigmas der »Anerkennung« oder »Außengeleitetheit«

Bis Ende der 1960er-Jahre sprach die Freud'sche Psychoanalyse – international und in Deutschland – so viele Menschen an, weil sie sich, angeregt durch Kunst und Literatur – mit den großen Themen des menschlichen Lebens auseinandersetzte, mit Liebe und Aggression, Sexualität, Kreativität und Tod, dem »Unbehagen in der Kultur«, Krieg und Frieden etc. Margarete und Alexander Mitscherlich verstanden es zudem, vorherrschende Zeitthemen wie die »Unfähigkeit zu trauern« in Sprache zu fassen und dadurch breite Diskurse in der deutschen Nachkriegszeit zu initiieren.

Es ist interessant, dass zuerst diese aufklärerischen, politischen Schriften auf großes Interesse bei den Studierenden der 68er-Generation stießen. In Frankfurt hatten Mitscherlichs Vorlesungen fast einen Kultcharakter. Aber bald schon zeigte sich, dass sich die Beziehung von Mitscherlich, aber auch von Psychoanalytikern seiner Generation weltweit, zu der revoltierenden Studentengeneration abkühlte oder sogar in gegenseitiges Misstrauen umschlug (vgl. dazu u. a. Hoyer, 2008). In Zürich zum Beispiel, waren die Führer der Studentenbewegung fast vorwiegend Psychoanalytiker der jüngeren Generation, wie Berthold Rothschild, Emilo Modena, Peter Passett und andere. Die Vorlesung zu Wilhelm Reichs »Massenpsychologie und Ichanalyse« von Rothschild während der antifaschistischen Woche in der großen Aula der Universität bildete 1971 einen der Hö-



hepunkte der Bewegung. – Doch bald spitzten sich die Konflikte mit der etablierten Generation von Psychoanalytikern zu: Ulrich Moser, Professor für Klinische Psychologie, verteidigte die Bibliothek des Instituts, die von den Studierenden weggetragen und »dem Proletariat« zur Verfügung gestellt werden sollte, mit dem sprichwörtlich gewordenen Satz »Nur über meine Leiche ...«. In Zürich eskalierten daraufhin die Konflikte zwischen den verschiedenen Generationen von Psychoanalytikern und, damit verbunden, mit der institutionalisierten Psychoanalyse, der Schweizer Gesellschaft für Psychoanalyse, und führten zu einer Spaltung der Zürcher Gruppe – mit weitreichenden Folgen bis heute.

Doch nicht nur in Zürich, auch in Frankfurt, Paris, Berkeley und New York setzte die Generation von Studierenden ihre Hoffnungen immer mehr auf eine politisierte Kultur und politische Bewegungen und Organisationen, die die Gesellschaft als Ganze verändern sollten, und nicht mehr nur auf die Psychoanalyse. Die Veränderungen der Einzelnen, auf die die Psychoanalyse den Schwerpunkt setzte, wurden eher an den Rand gedrängt. Gruppentherapeutische Angebote (vgl. dazu u. a. Richter, Foulkes, Horn) sowie institutionstheoretische Ansätze gewannen mehr und mehr an Attraktivität. Manche davon waren auch mit der antipsychiatrischen Bewegung liiert, die breiten Einfluss gewann und unter anderem mit der Psychiatrie-Enquête die psychiatrischen Institutionen weitgehend veränderten. H.-E. Richter und anderen Psychoanalytikern gelang es, viele Psychoanalytiker auf die neu gegründeten Psychosomatik-Lehrstühle zu berufen und sie zu einem sozialpsychologischen Engagement zu animieren.

Um diesen neuen, gesellschaftskritischen Bedürfnissen zu entsprechen, entwickelten Klaus Horn, Alfred Lorenzer, Hans-Joachim Busch, Karola Brede und Rolf Haubl eine *psychoanalytische Sozialpsychologie*, in die große Hoffnungen gesetzt wurden, die allerdings, wie Rolf Haubl in seinem Beitrag in diesem Band ausführt, nur zum Teil erfüllt werden konnten.

International wurde die Psychoanalyse aber trotz dieser teilweise aus ihr hervorgegangenen gesellschaftlichen Reformbewegung als kritische Kulturtheorie in den kommenden Jahr-

zehnten eher marginalisiert. »Als der eine große Teilbereich des psychoanalytischen Gebäudes in der Psychopharmakologie versank, so driftete der andere ab in die Identitätspolitik. [...] Heraus entstand ein neues Paradigma: ›Anerkennung‹ oder ›Außengeleitetheit‹. Damit blieb von der Psychoanalyse nicht viel übrig« (Zaretsky, 2008, S. 480). Zwar erlebte die Psychoanalyse in der Genderforschung nochmals einen neuen Aufschwung und leistete ihren Beitrag zur Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlechtsrollen und Identitätsentwürfen (vgl. u. a. Chodorow, 1978/1985; Butler, 1990). Doch auch in diesen Diskursen verlor die Psychoanalyse mehr und mehr ihre Deutungsmacht als »Metatheorie des Unbewussten« und wurde sukzessiv zu einer zwar nach wie vor unverzichtbaren, aber »leisen« Stimme im interdisziplinären Dialog.

Analoge Entwicklungen lassen sich in den letzten Jahrzehnten auch im Bereich der Medizin sowie der Wissenschaften in Zeiten zunehmender Pluralität ganz allgemein beobachten, Entwicklungen, die ein psychoanalytisches Forschungsinstitut wie das Sigmund-Freud-Institut vermutlich weit mehr determinieren, als wir dies oft wahrnehmen und kritisch in Rechnung stellen.

### Bedeutungsverlust der Psychoanalyse in der Medizin: zum Vormarsch der pharmakologischen Behandlungen und der »evidence based medicine«

Die Beziehung der Psychoanalyse zur Medizin war von Anfang an eine komplizierte. Freud konnte sich einen seiner größten Wünsche nie erfüllen: Er wurde nie ordentlicher Professor an der medizinischen Fakultät in Wien. In Europa, auch durch die politischen Ereignisse im 20. Jahrhundert und die Verfolgung und Vertreibung der jüdischen Psychoanalytiker, hatte die Psychoanalyse eher mit der gesellschaftlichen Marginalisierung als »Geheimwissenschaft« und »Sekte« jenseits der medizinischen Institutionen zu kämpfen.<sup>5</sup> Die kurz erwähnten Konflikte im

---

<sup>5</sup> In Deutschland dauert die kritische Auseinandersetzung mit der Anpassung der deutschen Psychoanalytiker an eine synoptische Psychothe-

Zusammenhang mit einem Lehrstuhl in der medizinischen Fakultät der Goethe-Universität für Alexander Mitscherlich sind daher auf diesem historischen und soziologischen Hintergrund kaum erstaunlich. – Allerdings hatte es, wiederum von heute aus gesehen, durchaus auch Vorteile, dass als eine Folge davon das SFI als ein von der Medizin unabhängiges Ausbildungs- und Forschungsinstitut konzipiert wurde. Dafür mag ein – hier allerdings wiederum sehr fragmentarisch bleibender – Blick auf die Geschichte der Psychoanalyse in den USA sensibilisieren:

In den USA lehnte sich die Psychoanalyse von Anfang an sehr an die Medizin und die Psychiatrie an und ließ beispielsweise bis in die 1990er-Jahre nur Mediziner zur psychoanalytischen Vollausbildung zu (vgl. dazu u. a. Wallerstein, 1985; Kernberg, 2006, 2007; Hanly, 2009).<sup>6</sup> Dies ermöglichte ihr einen einzigartigen politischen Einfluss und eine erstaunliche gesellschaftliche Machtstellung: Die amerikanische Psychiatrie der 1950er- und 1960er-Jahre war fast vorwiegend in den Händen der Psychoanalyse. Mitscherlich lernte diese Situation durch seine USA-Reisen kennen und brachte die amerikanische Ich-Psychologie

---

rapie im Rahmen des Göring-Instituts – und damit auch an die Nationalsozialisten – bis in die heutige Zeit an, wie die Wiederaufnahme von Teilen der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft in die IPA 2009 nach einer intensiven Auseinandersetzung mit der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung und ihrer spezifischen Geschichte exemplarisch zeigt (vgl. dazu Bohleber, 2010; Wellendorf, 2010).

<sup>6</sup> Eine interessante These wurde von George Makari am Panel »Influences of American Culture on Psychoanalysis« am 16.01.2011 beim Kongress des American Psychoanalytical Association in New York vertreten. Die jüdischen Emigranten, die dem Holocaust in Europa meist knapp entkommen waren, mussten in den Zeiten der McCarthy-Ära ihre sozialistische politische Orientierung geheim halten, da sie als gefährlich nahe am Kommunismus wahrgenommen wurde, deren Repräsentanten teilweise sogar mit der Todesstrafe »eliminiert« wurden. Daher präferierte diese Generation von Psychoanalytikern, so Makari, apolitische theoretische Orientierungen wie die Ich-Psychologie. Mir scheint es möglich, dass sie zudem »sichere« gesellschaftliche Positionen, wie die der Mediziner, professionell bevorzugten. Einige renommierte Psychoanalytiker absolvierten nochmals ein volles Medizinstudium, um als Psychoanalytiker »gesellschaftlich unangefochten« arbeiten zu können.

nach Deutschland. Allerdings entstand – nachträglich gesehen – durch dieses Anlehnen der amerikanischen Ich-Psychologen an ein positivistisches Wissenschaftsverständnis in der Psychiatrie durchaus eine paradoxe Situation: »Je mehr sie sich am Vorbild Medizin orientierten und dort Schutz suchten, desto lautstärker wurden sie von medizinisch-wissenschaftlicher Seite als »unwissenschaftlich« abqualifiziert« (Zaretzky, 2008, S. 476). Dies lässt sich in verschiedenen Diskursen beobachten, in den Diskussionen um das *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM), in dem der Einfluss des psychodynamischen Denkens von Version zu Version immer mehr verschwand, sowie im sukzessiv stärker werdenden Einfluss der »evidence based medicine«. <sup>7</sup> Das ausschließlich positivistische Forschungsverständnis breitete sich vor allem auch im Zusammenhang mit der rasanten Entwicklung der pharmakologischen Behandlung psychischer Störungen aus, die als »billiger«, »effizienter« und »wissenschaftlicher« (in Doppelblindversuchen überprüfbar) gesellschaftlich wahrgenommen wurden. Ihr Vormarsch verdrängte die Psychoanalyse mehr und mehr aus der Psychiatrie. – Während in den 1980er-Jahren durchaus noch ein pluralistischer Methodenansatz, oft eine Kombination von medikamentöser, psychodynamischer und psychosozialer Behandlung, angeboten wurde, führten die heftigen Kontroversen, unter anderem ausgelöst durch Grünbaum und andere »Freud bashers« in den 1990er-Jahren, dazu, der Psychoanalyse ihre wissenschaftliche Fundierung ganz abzusprechen und der Verhaltenstherapie immer mehr die Präferenz sowohl in den psychiatrischen Kliniken als auch den Universitäten einzuräumen.

Solche gesellschaftlichen Entwicklungen fanden, wenn auch in milderer Form, ebenfalls auch in Deutschland statt und führten zu einem weitgehenden Verlust der psychoanalytischen und

---

<sup>7</sup> Es ist allerdings zu erwähnen, dass in das bald erscheinende DSM-V wieder vermehrt psychoanalytische und psychodynamische Konzepte Eingang finden. Nach Bernardi (2010, mündliche Mitteilung) ist dies wesentlich dem Einfluss des Psychodynamischen Manuals Psychischer Störungen zuzuschreiben, ein Manual, das von Psychoanalytikern als »Ge-genentwurf« zum DSM-IV entwickelt worden war.

psychosomatischen Lehrstühle (vgl. dazu u. a. Forschungsgutachten: Strauß et al., 2009; Lebiger-Vogel, 2011). Von all diesen Entwicklungen blieb auch das Sigmund-Freud-Institut nicht unberührt.

### Von der exklusiven »Wissenschaft zwischen den Wissenschaften« zu einer »spezifischen Wissenschaft des Unbewussten« in der heutigen pluralen Welt der Wissenschaften und einer globalisierten, neoliberalen Wissensgesellschaft

Wenigstens kurz soll erwähnt werden, dass die eben skizzierten Veränderungen nicht auf die internationale und nationale Psychoanalyse beschränkt sind, sondern mit den enormen Veränderungen in allen Bereichen von Gesellschaft einhergehen: mit der im Zusammenhang mit der fortschreitenden Globalisierung, dem Zusammenbruch des sogenannten real existierenden Sozialismus und den neuen, extremen Formen der Konkurrenz um Marktanteile, den kaum noch zu steuernden internationalen Finanzmärkten des heutigen Neoliberalismus, den modernen Völkerwanderungen, aber auch mit den sich verstärkenden ideologischen Gegensätzen nach dem 11. September (vgl. dazu u. a. Leuzinger-Bohleber u. Klumbies, 2010).

Bezogen auf die Veränderungen im Bereich der Wissenschaften fasst die Bielefelder Forschungsgruppe (Peter Weingart, Martin Carrier u. Wolfgang Krohn, 2002) die Entwicklung von der Industrie- zur Wissensgesellschaft, die sich in diesen Jahren vollzogen hat und immer noch vollzieht, präzise und knapp zusammen:

»Die gegenwärtige neue Wissensordnung, deren Merkmale gerade erst erkennbar werden, muss im Vergleich zu ihren historischen Vorläufern verstanden werden. Drei Phasen der Verhältnisse zwischen der Gesellschaft und der Wissenschaft lassen sich unterscheiden: 1) Die neue Wissenschaft des 17. Jahrhunderts trat mit Versprechungen ihres Nutzens auf, die sie nicht einlösen konnte. 2) Erst im späten 19. Jahrhundert kommt es zu der versprochenen Verbindung der Wissenschaft und der technischen Entwick-

lung. 3) Im Verlauf des 20. Jahrhunderts gerät die Wissenschaft durch die extreme Ausweitung ihres Erklärungsanspruchs und deren Anwendungskontexte erneut in eine Situation der Überforderung. Die Erfolge haben Erwartungen erzeugt, die wiederum nicht erfüllt werden können. Durch das Optimieren an den Grenzen des wissenschaftlich zuverlässig Fassbaren nehmen Erfahrungen unsicheren Wissens zu.

Die gerade entstehende Wissensordnung ist durch eine hohe praktische Relevanz der Wissenschaft, aber ebenso durch eine damit einhergehende wachsende gesellschaftliche Einflussnahme auf die Wissenschaft charakterisiert. Die vormalige Selbststeuerung der Wissenschaft wird durch vermehrte Fremdsteuerung ersetzt. Die praktisch relevante oder angewandte Wissenschaft wird zum dominanten Forschungsmodus. Provisorische Erkenntnisstrategien wie exploratives Experimentieren oder die Beschränkung auf kontextualisierte Kausalbeziehungen gewinnen an Bedeutung. Sie belasten die Gesellschaft mit Risiken, die früher auf die Institutionen der Forschung (das abgeschlossene Labor!) beschränkt blieben« (Weingart, Carrier u. Krohn, 2002, S. 11).

In den letzten 50 Jahren ist daher Wissenschaft nicht nur international und interdisziplinär vernetzter geworden. Sie steht im dauernden, beschleunigten, globalen Wettbewerb. Zudem wird von Wissenschaft, und damit auch von der Psychoanalyse, vermehrt praktische Relevanz ihrer Forschungsergebnisse erwartet, was unter anderem damit verbunden ist, dass die gesellschaftlichen Geldgeber und politischen Interessensgruppen beispielsweise über die Finanzierung von Forschungsprojekten immer mehr an Einfluss gewinnen. In diesem Sinne droht, dass Wissenschaft mehr und mehr ihre Selbststeuerung verliert.

Ein zweites Merkmal steht damit in Zusammenhang: Weil Politik und Gesellschaft immer rascher von der Wissenschaft Empfehlungen bei der Lösung gesellschaftlicher Probleme erwarten, bleibt immer weniger Muße und Raum für die Grundlagenforschungswissenschaft, aus der schließlich – nach intensiver Forschungsarbeit – relativ sicher abgestütztes Wissen für Anwendungsfelder abgeleitet wird. Dies führt zu neuen Paradoxien: Einerseits trauen sich immer weniger »normale Bürger« und Politiker ein eigenes Urteil über komplexe Sachverhalte zu, ohne vorher wissenschaftliche Experten zu Rate zu ziehen, an-

dererseits ist es inzwischen zum Allgemeingut geworden, dass auch wissenschaftliche Experten nicht über »objektive« Wahrheiten verfügen, sondern dass das sogenannte »wissenschaftliche Wissen« immer kritisch zu betrachten ist. Zudem trägt es zuweilen sogar neue Risiken in sich, wie die Katastrophe von Tschernobyl, die BSE-Krise oder nun die Finanzkrise aufdeckten. Dies bildet eine neue Quelle von Unsicherheit und diffuser Angst, wie wir dies exemplarisch und eindrucksvoll in Psychoanalysen mit unseren heutigen, zu Depression und narzisstischen Rückzügen neigenden Patienten erfahren.

In dieser Verunsicherung werden wir alle besonders sensibel für Themen wie Authentizität und Glaubwürdigkeit. So wird zum Beispiel zu einem relevanten gesellschaftlichen Faktor, welchem wissenschaftlichen Experten am ehesten Vertrauen geschenkt wird und wer finanzielle Unterstützung erhält, ein Faktor, um den nun ebenfalls in Politik, Öffentlichkeit und in den Medien konkurriert wird. Daher spielen die Medien eine immer wichtigere Rolle: Wissenschaftliches Wissen wird allgemein nur dann zur Kenntnis genommen, wenn es – entsprechend vereinfacht und zugespitzt, aber glaubwürdig – den Weg in die Medien findet.<sup>8</sup>

Schließlich hat sich Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten immer weiter ausdifferenziert: Heutige Wissenschaftler – auch Psychoanalytiker – sind kaum noch universalistische Forscher, sondern meist hoch spezialisierte Experten mit einem beschränkten Wissen über angrenzende Gebiete. Sie sind bei der kompetenten Untersuchung komplexer Problemstellungen davon abhängig, sich international, intergenerationell und interdisziplinär zu vernetzen. – Verbunden mit diesem Ausdifferenzierungsprozess haben sich auch die Kriterien von »Wissenschaft« und »wissenschaftlicher Wahrheit« in den jeweiligen wissenschaftlichen Disziplinen, und zwar sowohl in den Natural- als auch Geisteswissenschaften, gewandelt und spezifiziert: Die

---

<sup>8</sup> »Es ist paradox – je unabhängiger Wissenschaft und Medien voneinander sind, desto enger ist ihre Verknüpfung. Und je mehr die Medien an Bedeutung gewinnen, desto mehr verlieren die Wissenschaften ihr Monopol bei der Beurteilung wissenschaftlicher Erkenntnisse« (Weingart, 2002, S. 706; Übers. M. L.-B.).

Vorstellung von einer Einheitswissenschaft, von »science«, angelehnt an das Experimentaldesign der klassischen Physik, erwies sich als Mythos: Wie wir am ersten großen internationalen Kongress nach dem Leitungswechsel am SFI 2002 diskutierten, leben wir heute in einer Zeit der »Pluralität der Wissenschaften« (vgl. u. a. Hampe, 2003; Leuzinger-Bohleber, Dreher u. Canestri, 2003), in der auch die Psychoanalyse, als spezifische Wissenschaft zur Untersuchung unbewusster Fantasien und Konflikte mit einer eigenen Forschungsmethode und eigenen Qualitäts- und Wahrheitskriterien, ihre anerkannte und unverzichtbare Position gefunden hat. Allerdings büßt sie dadurch die, von heute aus gesehen negativ narzisstisch überhöhte Sonderstellung als einzigartige »Wissenschaft zwischen den Wissenschaften« (Lorenzer) ein. Doch scheint ihre eigene Trauerarbeit und Entidealisierung sowie eine neue Bescheidenheit erstaunlicherweise gut zu bekommen. Weltweit verzeichnet die Psychoanalyse einen enormen Zuwachs: Die Mitgliedschaft der International Psychoanalytical Association (IPA) hat sich seit den 1990er-Jahren auf über 12.000 verdoppelt.<sup>9</sup> Zudem sind in vielen Bereichen erneute Anstrengungen unternommen worden, die Psychoanalyse in neuer Weise in verschiedenen Fachbereichen der Universitäten zu verankern. Die Umstrukturierung des SFI in den 1990er-Jahren ist durchaus auf diesem Hintergrund zu verstehen.

Zusammenfassend geht es daher am SFI derzeit einerseits darum, die Einzigartigkeit und Unersetzbarkeit klinisch-psychoanalytischer Forschung zu schützen, die nur im sicheren, von Vertrauen geprägten Raum der professionellen, therapeutischen Beziehung stattfinden kann und sich weder beschleunigen, ökonomisieren noch medialisieren lässt. Andererseits gilt aber auch für die Psychoanalyse, wie für jede wissenschaftliche Disziplin, dass sie der Kritik von außen zugänglich sein muss und zum extraklinischen Nachweis ihrer Wirksamkeit verpflichtet ist,

---

<sup>9</sup> Allerdings ist dieser Zuwachs vor allem neuen Regionen wie zum Beispiel in weiten Teilen Südamerikas, Chinas, Russlands und weiteren östlichen Staaten zu verdanken: In den USA und Europa hat die Psychoanalyse, wie oben skizziert, aktuell einige ihrer Positionen vor allem an den Universitäten eingebüßt.



will sie weiterhin als therapeutische Behandlungsmethode in der gesetzlichen Krankenversorgung verbleiben und sich den universitären, wissenschaftlichen Diskursen stellen. Ein weiteres Spannungsfeld entsteht dadurch, dass der spezifische Forschungsgegenstand der Psychoanalyse krankmachende, tabuierte Ursachen individuellen und kollektiven Verhaltens ist, Phänomene, die aber – treffen sie wirklich zu – zuerst einmal den Widerstand der Betroffenen hervorrufen und sich nur schlecht mit den leicht verdaulichen Botschaften der heutigen Mediengesellschaft verbinden lassen. So steht die Psychoanalyse einerseits in Gefahr, sich an einen vorherrschenden Zeitgeist, beispielsweise den der empirischen Messbarkeit oder den Mythen der endlosen Beschleunigung von psychischen Entwicklungs- und Verarbeitungsprozessen und der grenzenlosen Machbarkeit, zu sehr anzupassen und dadurch ihre Glaubwürdigkeit, ihre Authentizität als »Wissenschaft des Unbewussten« zu verlieren. Gleichzeitig muss sie sich aber davor hüten, sich aus der Kommunikation mit der nichtpsychoanalytischen Wissenschaftswelt und der Öffentlichkeit zu den brennenden gesellschaftlichen Themen zurückzuziehen sowie die existierenden Abhängigkeiten von anderen Wissenschaftlern und Wissenschaften, von Politik und Medien zu leugnen. Dadurch würde sie früher oder später einer wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Marginalisierung anheimfallen.

Diese veränderte wissenschaftshistorische Situation stellt daher die psychoanalytische Forschung am SFI vor ganz spezifische Aufgaben:

a) *Die Psychoanalyse als Wissenschaft und klinische Disziplin hat ihre Stellung als unanfechtbare, aufklärerische gesellschaftliche Kraft und damit als »Metawissenschaft« auch einen Teil ihres Charismas verloren.* Steven Marcus zum Beispiel stellte am Schluss seiner Freud-Vorlesung im Jahr 2008 ernüchtert fest, dass die Zeit, »als der Einfluss und die kulturelle Autorität, die ihm [Freud] und der von ihm begründeten Institution dort [d. h. in den USA] zugestanden wurden, konkurrenzlos waren. Diese Zeiten sind vorbei« (Marcus, 2009, S. 501). Stattdessen sieht sich die Psychoanalyse weltweit mit neuen und oft schwer durchschaubaren Abhängigkeiten von anderen Wissenschaften, an-

deren therapeutischen Ausrichtungen, aber auch von Politik und Geldgebern konfrontiert. Gerade weil diese Abhängigkeiten schwer durchschaubar sind, besteht die Gefahr, dass dadurch archaische Ängste und Fantasien einer existenziellen Abhängigkeit vom nährenden Primärobjekt aktiviert werden. In manchen apokalyptisch wirkenden Prophezeiungen eines baldigen Verschwindens der Psychoanalyse, falls sie sich nicht dem aktuellen Zeitgeist anpasst beziehungsweise sich ihm verweigert, scheinen mir solche aktivierten archaischen Fantasien am Werk.

Die aktuellen Abhängigkeiten gemeinsam kritisch zu reflektieren und die schmerzliche Trauerarbeit zu leisten, dass die Hochblüte der Psychoanalyse der Vergangenheit angehört und wir auf die damit verbundenen narzisstischen Gratifizierungen verzichten müssen, scheint mir eine neue Anforderung an uns alle zu sein, auch an uns zurzeit am Freud-Institut Forschenden.

b) Wie an anderer Stelle diskutiert, *kann die Psychoanalyse als klinische Disziplin und Profession keine Sonderstellung mehr für sich beanspruchen*. Wie an alle anderen wissenschaftlichen Disziplinen auch werden auch an sie die oben erwähnten Erwartungen gestellt (Leuzinger-Bohleber, 2010). Ausbildung, Qualität, Relevanz und Nachweis der Wirksamkeit ihrer klinischen Tätigkeit werden von Politik und Öffentlichkeit in selbstverständlicher Weise eingefordert.

c) *Für uns am SFI bedeutet die vermehrte Abhängigkeit der Wissenschaft von der Politik sehr konkret, dass diese psychoanalytische Forschungsinstitution ohne die Einwerbung von Drittmitteln heute nicht überleben könnte*. So müssen etwa unsere Fragestellungen auf Anhieb auch eine politische Relevanz haben und nicht nur für uns Psychoanalytiker von Interesse sein – die Zeiten einer »Nabelschau Forschung« sind vorbei, wurde uns während der institutionellen Krise 2002 entgegengehalten. Zudem stellt sich bei jedem Forschungsantrag selbstverständlich zuerst die Frage, ob man uns – ohne Wenn und Aber – zutraut, dass wir als Psychoanalytiker über das methodische Know-how und eine entsprechende spezifische (klinische) Wissensbasis verfügen, um die fokussierten Fragestellungen »wissenschaft-

lich« zu erforschen. Auch dies kränkt unseren Narzissmus – ist aber in der heutigen Welt der Wissenschaften fast eine Banalität.

Analoges können wir im klinisch-berufspolitischen Bereich feststellen: Auch hier wird die Psychoanalyse nicht anders behandelt als andere psychotherapeutische Richtungen. Sie muss sich der gesellschaftlichen Anforderung nach dem Nachweis ihrer Wirksamkeit, der Transparenz ihrer Ausbildungen etc. stellen, wie wir dies unter anderem im Zusammenhang mit dem Forschungsgutachten so hautnah erleben. Kluge politische Argumentation, Lobbyarbeit, aber auch qualifizierte wissenschaftliche Forschung in verschiedensten Bereichen sind unvermeidbar: Eine Verleugnung der aktuellen gesellschaftlichen Realitäten und ein narzisstischer Rückzug in den psychoanalytischen Elfenbeinturm können zu einer großen Gefahr für uns alle werden.

d) *Stellen wir uns individuell und institutionell – angesichts des Verlustes einer herausgehobenen gesellschaftlichen Position und der vielfältigen Abhängigkeiten von anderen – einem schmerzlichen Trauerprozess, kann dies allerdings neue Fenster öffnen.* Erleben wir den interdisziplinären Dialog mit dem Anderen nicht regressiv als existenzielle Bedrohung und narzisstische Kränkung, sondern auf einer objektalen psychischen Ebene – das Fremde wird zur Ergänzung und Modifikation eigener Perspektiven und Erkenntnismöglichkeiten – eröffnet sich die Chance einer gemeinsamen Erforschung komplexer Wirklichkeiten – eine Erfahrung, auf die ich gleich noch etwas detaillierter eingehen möchte.

e) Erwähnen möchte ich noch kurz, dass wir nicht nur von Geldgebern, Politikern und anderen wissenschaftlichen Disziplinen vermehrt abhängig geworden sind: *In neuer Weise zeigen sich intensive Abhängigkeiten auch zwischen den Generationen.* Verlieren wir in unseren analytischen Forschungs- und Ausbildungsinstitutionen den Nachwuchs, bedroht dies die Zukunft von uns allen, der gesamten psychoanalytischen Disziplin. Analog dazu fühle ich mich als Leiterin anspruchsvoller psychoanalytischer Forschungsprojekte intensiv abhängig von unseren Nachwuchswissenschaftlern: Ohne ihre Begeisterung und Leidenschaft, ihre neue und frische fachliche Kompetenz, ihre

Zeit und ihren Wunsch, sich zu profilieren und mitzugestalten, kann ich kein einziges der jetzt laufenden Projekte durchführen, wie ich gleich illustrieren werde. Andererseits sind auch die jungen Wissenschaftler von der Erfahrung von uns als erfahrenen Forscherinnen und Forscher und ihrer Drittmittelbeschaffung abhängig. Bei psychoanalytischen Projekten ergibt sich zudem noch eine weitere, ganz spezifische Abhängigkeit: Unsere jungen Nachwuchswissenschaftler bringen zwar ein großes Interesse und eine Leidenschaft für die Psychoanalyse mit – doch haben sie oft noch nicht mit der psychoanalytischen Ausbildung begonnen und verfügen daher weder über fundiertes theoretisch-psychoanalytisches Wissen noch über die klinische Erfahrung. Daher ist es ein besonderes Geschenk für mich, dass in allen laufenden Projekten erfahrene klinische Kollegen bereit sind, mitzuarbeiten und uns ihre professionelle Kompetenz zur Verfügung stellen.

Es ist eine neue, ermunternde Erfahrung, dass wir – dank dieser neuen Bescheidenheit, Selbstkritik, Interdisziplinarität und Intergenerationalität – beispielsweise in die Hessische Exzellenz-Initiative LOEWE eingeschlossen worden sind, nicht *obschon* wir Psychoanalytiker sind, sondern gerade *weil* wir Psychoanalytiker sind. Offenbar wurde von unseren Partnern wahrgenommen, dass wir mit der intensiven Verbindung von fundiertem klinisch-professionellem Wissen, extraklinischer Forschung und von Grundlagenwissenschaft wissenschaftssoziologisch innovativ sind. Wir entwickeln mit diesen Kombinationen eine kreative Form, mit der extremen Beschleunigung von Wissenschaft umzugehen und jahrelang erworbenes Wissen und Praxiserfahrungen mit dem Schwung und dem beschleunigten Lebensgefühl unserer Nachwuchswissenschaftler sowie jahrelanger Forschungserfahrung in unserer Institution zu verbinden. Dies kann ein lustvolles transgeneratives Unternehmen werden, sofern wir die gegenseitige Abhängigkeit ertragen, reflektieren und nicht durch destruktiven Neid bedrohen. In diesem Sinne scheint die *aktuelle Wissensgesellschaft einen neuen Generationsvertrag* einzufordern, dem wir uns in der Psychoanalyse, wie ich denke, in besonders origineller Form stellen können.

Noch kurz ein weiteres Beispiel: Reflektieren und betrauern

wir die neuen Formen gegenseitiger Abhängigkeit, entsteht daher *eine neue Wertschätzung für das Spezifische und Unersetzbare unserer psychoanalytischen Disziplin*. Die Psychoanalyse – als klinische Disziplin – hat, besonders aufgrund ihrer fundierten internationalen und langjährigen Forschung, vieles zu bieten – für die Behandlung neuer und spezifischer Patientengruppen, die Analyse von institutionellen und gesellschaftlichen Prozessen, etwa das oben erwähnte Zunehmen diffuser Unsicherheit und Angst gegenüber modernen Wissenschaften und ihren Risiken.

Das Zunehmen diffuser Ängste und Konflikte im Zusammenhang mit den Entwicklungen in der modernen Medizin haben wir beispielsweise in dem EU-Projekt *Ethical Dilemma due to Prenatal and Genetic Diagnostics* aufgezeigt, das wir an verschiedenen internationalen Tagungen ausführlich vorgestellt haben (vgl. dazu Leuzinger-Bohleber, Engels u. Tsiantis, 2008; Fischmann u. Hildt, 2011). Durchaus in der Tradition von Mitscherlich stehend, haben wir in diesem Projekt ein noch weitgehend gesellschaftlich tabuisiertes Thema aufgegriffen: die Chance, aber auch die Not, dank den enormen Fortschritten der biomedizinischen Technik im Bereich der Pränataldiagnostik über Leben und Tod eines eigenen, vielleicht behinderten Kindes entscheiden zu müssen, eine Entscheidung, die von vielen Betroffenen nicht nur als Überforderung, sondern sogar als eine traumatisierende Situation erlebt wird. Wir untersuchten fast 1900 Frauen und Männer und Frauen während und nach der pränatalen Diagnostik in Deutschland, England, Griechenland, Israel, Italien und Schweden mit ausführlichen Fragebögen, fast 100 mit psychoanalytischen Interviews. In einer zweiten Unterstudie interviewten wir Psychoanalytiker und ehemalige Patienten nach möglichen Langzeitfolgen von genetisch indizierten späten Schwangerschaftsunterbrechungen. Martin Teising hat eindrucksvoll von einer solchen Psychoanalyse berichtet, ein Beispiel für die *unersetzbare klinische Forschungsmethode der Psychoanalyse*, die sich auch in den Interviews als äußerst fruchtbar erwies (Leuzinger-Bohleber u. Teising, im Druck). Das Ausleuchten der unbewussten Dimensionen, die in dieser existenziellen Lebenssituation unweigerlich mobilisiert werden, fällt zentral in den Bereich genuin psychoanalytischer Professionalität.

tät. Frauen und Männern in oder nach ihrer Entscheidungssituation zu einem inneren Raum zu verhelfen, mit den aktualisierten unbewussten Fantasien und Konflikten in Dialog zu treten, um nicht – unerkannt – von ihnen überflutet und nachhaltig psychisch beeinträchtigt zu werden, ist ein Beitrag, den wohl kaum eine professionelle Disziplin so gut leisten kann wie die klinische Psychoanalyse. Unsere interdisziplinären Partner, vor allem Ethiker und Philosophen, begannen sich nach einer großen anfänglichen Skepsis sehr für unsere spezifische Professionalität zu interessieren und diese wertzuschätzen, nämlich als sie beobachten konnten, wie es uns als Psychoanalytiker gelang, den Frauen in unseren Gesprächen einen intermediären Raum anzubieten und sie emotional zu »halten«, sodass es ihnen möglich war, trotz heftiger, sie überflutenden Affekten, von ihren traumatischen Erfahrungen nach einer späten Unterbrechung (zwischen den 22. und 28. Schwangerschaftswochen: einer wirklichen Geburt, während der das Kind sterben muss) zu erzählen und sich dadurch offensichtlich zu entlasten. Daher erfuhren wir durch die konkrete Zusammenarbeit mit den anderen Disziplinen eine neue Wertschätzung für unsere spezifische Professionalität und unsere spezifische klinische Forschung und konnten sie mit psychoanalytischer Kulturkritik verbinden, allerdings eben nicht mehr aufgrund einer »abgehobenen«, distanzierten Metasicht auf die anderen und »die Gesellschaft«, sondern als eine unverzichtbare, auf gründlicher klinischer Erfahrung begründete Stimme im Konzert heutiger interdisziplinärer Annäherungen an komplexe aktuelle Zeitprobleme (vgl. dazu auch Pfenning, im Druck; Fischmann, im Druck).

Zusammenfassend kurz festgehalten: Selbstverständlich prägen all die eben skizzierten Spannungsfelder die heutigen Forschungsrealitäten an einem Institut wie dem SFI. Sie können nicht aufgelöst, sondern nur gemeinsam mit unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im heutigen intergenerationellen Dialog am SFI verstanden und produktiv gestaltet werden (vgl. Einführungskapitel »Vorbemerkungen« in diesem Band). Wir versuchen in allen diesen Projekten die spezifische Kompetenz der Psychoanalyse für die Erforschung unbewusster Determinanten bei gesellschaftlich relevanten Themen wie Depression,

Trauma, Gewalt, Migration und soziale Desintegration zu nutzen und dadurch die kulturkritische Tradition dieses Hauses aufzunehmen und mit den neuen Realitäten eines heutigen – auch im medialen Wettbewerb stehenden – psychoanalytischen Forschungsinstituts zu verbinden.

### Kreative und produktive Forschung am SFI: ein Umgang mit neuen internationalen, intergenera- tionellen und interdisziplinären Abhängigkeiten<sup>10</sup>

Wie schon kurz erwähnt, ist eine kreative und produktive psychoanalytische Forschung am SFI heute wesentlich davon abhängig, wie gut es uns gemeinsam gelingt, die vielfältigen unbewussten und bewussten Abhängigkeiten voneinander und von anderen zu erkennen, zu reflektieren und produktiv zu gestalten, um einen Regressionsprozess auf archaische Dimensionen unseres psychischen Funktionierens zu vermeiden, welche Abhängigkeiten verleugnen und dazu führen würden, in omnipotente, destruktive Fantasien zu flüchten. Dies ist übrigens durchaus nicht nur unser Problem: Der Umgang mit schwer zu durchschaubaren Abhängigkeiten mit existenziellen Folgen für uns alle ist zu einer Überlebensfrage vieler heutiger Menschen in der heutigen neoliberalen Gesellschaft geworden, denken wir nur an die drohende Klimakatastrophe oder die noch längst nicht überwundene Finanzkrise.

Wie können wir mit dieser Situation umgehen, ohne die enormen Ohnmachtgefühle, Verzweiflung und Wut in die Selbstdestruktion münden zu lassen?

Ulrich Moser hat schon in den 1970er-Jahren ein Modell der Hierarchisierung der Abwehrprozesse aufgrund der kognitiven und affektiven Differenziertheit des seelischen Apparats in verschiedenen Entwicklungsstufen postuliert (Moser, v. Zeppelin u.

---

<sup>10</sup> Eine erste Fassung des folgenden Teilkapitels wurde in meiner Begrüßung zur Tagung »Die Zukunft der Gegenwart. Zeitdiagnostische Fragen psychoanalytischer Sozialpsychologie« in Frankfurt a. M., 7. bis 9. Mai 2010, vorgetragen.

Schneider, 1981). Er zeigte auf, dass wir alle über ein ganzes Spektrum von primitiven bis hin zu reiferen Abwehrmechanismen verfügen, die wir je nach psychischer Situation und je nach zu bewältigender Konfliktsituation aktivieren. Je stabiler die Situation der Persönlichkeit und je überschaubarer der zu bewältigende Konflikt, desto »reifer« sind unsere Abwehrstrategien: In einer psychisch stabilen Situation des Individuums kann es beispielsweise überschaubare Konflikte mit Hilfe von Sublimation und Intellektualisierung bewältigen, entwicklungspsychologisch betrachtet den reifsten und kreativsten Abwehrmechanismen.

Ganz anders ist es in einer Situation des geschwächten Ichs, etwa während oder nach organischen Krankheiten, nach unerträglichen narzisstischen Kränkungen, nicht verarbeiteten Traumatisierungen, aber auch in weniger spektakulären Überforderungs- und Stresssituationen, in der das Ich komplexe, schwer durchschaubare und hoch anspruchsvolle Konfliktsituationen zu lösen hat. In diesen Situationen regrediert das Ich und greift zu relativ primitiven Abwehrmechanismen, wie Spaltungen, Projektionen, projektiven Identifizierungen, Verleugnungen, Verneinungen oder Omnipotenzphantasien und einfachen Idealisierungsprozessen. Komplexe Probleme werden dadurch simplifiziert: Ein archaisches Denken und Fühlen herrscht vor: es wird nur noch zwischen »gut und böse«, »schwarz und weiß«, »rein und schmutzig«, »Eigenem und Fremdem« unterschieden. Dies ermöglicht eine rasche, klare Orientierung – ein Überleben in extrem überfordernden Situationen –, doch sind die Schattenseiten dieser psychischen Simplifizierungen bekannt, denken wir nur an den immer wieder aufflackernden Antisemitismus, Nationalismus und Fremdenhass in Deutschland und anderen europäischen Ländern.

Was bedeutet dies nun konkret für die »Interdisziplinarität am Sigmund-Freud-Institut«? Die heutige globalisierte, ökonomisierte und medialisierte Wissensgesellschaft konfrontiert uns, wie eben skizziert, in einem viel extremeren Ausmaß als noch vor 50 Jahren mit Abhängigkeiten von dem Wissen und den Ressourcen Anderer: Wissenschaft hat sich derart ausdifferenziert, dass die Kompetenz wissenschaftlicher Experten meist nur noch



ein sehr enges Fachgebiet umfasst. Die Zeit genialistischer Einzelforscher gehört weitgehend der Vergangenheit an. Bei der kompetenten Erforschung komplexer Fragestellungen, wie wir sie in verschiedenen Forschungsprojekten am SFI durchführen, sind wir auf das Wissen und die konkrete Zusammenarbeit mit anderen wissenschaftlichen Experten angewiesen. Zudem ist Forschung heute – ebenfalls in weit größerem Ausmaß als zu Mitscherlichs Zeiten – davon abhängig geworden, ob die Fragestellungen als relevant und ihre Forschungsmethoden als so qualifiziert eingeschätzt werden, dass öffentliche oder private Geldgeber sie durch Drittmittel unterstützen. Der Einfluss der Medien ist weit größer, als wir uns dies gerne eingestehen: Welchem wissenschaftlichen Experten Vertrauen und Gehör geschenkt wird, welche wissenschaftlichen Ergebnisse überhaupt zur Kenntnis genommen werden und daraufhin finanzielle Unterstützung erhalten, hängt heute in irritierender Weise davon ab, wie gut es gelingt, sie zugespitzt und daher oft vereinfacht, aber dennoch glaubwürdig und authentisch in den Medien zu vertreten.

Alle diese Abhängigkeiten erleben wir heute am SFI. Zudem sind sie für eine Disziplin wie die Psychoanalyse mit ihrem spezifischen Forschungsgegenstand, den unbewussten Fantasien und Konflikten, die nur in der Intimität der psychoanalytischen Situation mit viel Zeit, Raum und Schutz gründlich erforscht werden können, besonders brisant. Unbewusste Prozesse können weder beschleunigt, ökonomisiert noch medialisiert werden. So ist die Psychoanalyse als wissenschaftliche Disziplin in besonders sensibler Weise von den aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen im Bereich der Wissenschaften betroffen, andererseits aber auch in besonderer Weise dazu prädestiniert, sich einer unmerklichen Anpassung zu entziehen, da sie damit verbundene Konflikte derart krass zu spüren bekommt, dass sie nur überleben kann, wenn sie diese Konflikte wahrnimmt, kritisch reflektiert und anschließend zurück in den öffentlichen, kulturkritischen Diskurs bringt. Das »Veraltetsein der Psychoanalyse« birgt daher durchaus im Sinne von Herbert Marcuse (1965/1977) auch heute noch einen Stachel der Erkenntnis. Um diesen Stachel gemeinsam zu nutzen, erweist sich der interdisziplinäre Dialog

zwischen der psychoanalytischen Sozialpsychologie und der klinischen Psychoanalyse als besonders fruchtbar.

Gerade deswegen können und sollten wir am SFI die neuen Abhängigkeiten nicht verleugnen, verneinen oder projektiv abwehren, sondern versuchen, sie gemeinsam mit unseren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu verstehen, zu reflektieren und sowohl in unserem eigenen Forschungsalltag als auch im öffentlichen Diskurs zu verbalisieren und aktiv und kreativ zu gestalten.

Als Psychoanalytiker wissen wir, dass uns besonders diffuse, schwer fassbare aktuelle Abhängigkeiten an unsere frühesten, existenziellen Abhängigkeiten als Säugling von dem nährenden und uns zärtlich zugewandten Primärobjekt erinnern, das über unser Leben und Tod entscheiden konnte. Wird ein Säugling allein gelassen, weder gefüttert noch geliebt, wird er nicht überleben. Zudem verfügt er noch nicht über die kognitiven und affektiven Möglichkeiten, diese realen Abhängigkeiten zu verstehen und autonom zu gestalten; er ist seinen archaisch-destruktiven Fantasien ausgeliefert.

Durch die strukturelle Ähnlichkeit dieser frühen existenziellen Abhängigkeiten mit den schwer fassbaren, komplexen und diffusen Abhängigkeiten in der heutigen weltweit vernetzten und ökonomisierten Welt, auch der Welt der Forschung, ist eine Reaktivierung von »embodied Erinnerungen« an solche ubiquitären, frühen Erfahrungen in Forschungsinstitutionen wie dem SFI fast unvermeidbar. Davon kann ein mächtiger regressiver Sog ausgehen, vor allem da angesichts der eindrucksvollen Geschichte dieses Instituts primitive Abwehrmechanismen wie Spaltung, Projektion, aber auch Selbst-Idealisierung und Flucht in Omnipotenzfantasien besonders naheliegen. Glücklicherweise bietet die Psychoanalyse ein einzigartiges, professionelles Instrumentarium, solche Prozesse zu verstehen, sowie ein breites Wissen zu Manifestationen von Unbewusstem beim Individuum, aber eben auch in Gruppen und Institutionen. Dass wir im Team und in der Doppelspitze sowohl die spezifische Expertise der psychoanalytischen Sozialpsychologie und der Soziologie als auch der klinischen und konzeptuellen Psychoanalyse vertreten haben, ist meiner Erfahrung nach eine einmalige Chance, solche

destruktiven regressiven Prozesse zwar zuweilen nicht verhindern, aber anschließend wenigstens gemeinsam reflektieren und unsere Einsichten in entsprechend schützenden, klaren institutionellen Strukturen umsetzen zu können.

## Einige Anmerkungen zu verschiedenen Formen der Psychodynamik der Interdisziplinarität

Interdisziplinarität bedeutet immer eine Auseinandersetzung oder sogar eine enge Zusammenarbeit mit dem Fremden, mit der fremden Disziplin, dem fremden Wissenschaftler. Psychodynamisch erinnert sie daher an den Umgang mit dem Fremden, der immer durch Ambivalenzen gekennzeichnet ist. Einerseits weckt er Neugier und Interesse auf Neues, Unbekanntes und kann als Erweiterung, als Ergänzung des Eigenen erlebt werden. Andererseits eignet er sich durch seine Eigenschaft als das Unbekannte, als »blank screen«, in optimaler Weise als Projektionsfläche, auf den alle eigenen, ins Unbewusste verbannten nicht zu ertragende Eigenschaften, Impulse, Wünsche und Konflikte projiziert werden können. Auf welcher Ebene die Ambivalenz erlebt wird, hängt nun, wie eben skizziert, wesentlich sowohl vom inneren Zustand des Individuums als auch seiner aktuellen äußeren (also gesellschaftlichen) Situation ab oder, wie es die empirische Bindungsforschung formuliert, vom Antagonismus zwischen dem Bindungs- und dem Explorationsverhalten. Fühlen wir uns sicher, ist das Bindungssystem deaktiviert – wir können den Fremden, das Fremde, das Neue lustvoll explorieren. Erfüllen uns Angst und Unsicherheit, wird das Explorationsystem deaktiviert, Mentalisierungsfähigkeit und Selbstreflexion brechen zusammen: Wir mobilisieren das Bindungssystem und ziehen uns auf die sichere, kleine Welt – auf das Eigene – zurück. Das Fremde wird dann bedrohlich, verstärkt die Angst und zieht die Projektionen auf sich. Die Gefahr, dadurch auf die erwähnte archaische Ebene seelischen Funktionierens zu regredieren, ist dann sehr groß.

Daher bietet Interdisziplinarität immer einerseits große Chancen für die Entdeckung von Neuem, Innovativem, aber

andererseits auch die Gefahr einer destruktiven Regression in die Welt primitiver Abwehrmechanismen: sie ist eben ein von Ambivalenzen geprägtes Unterfangen. Am SFI haben sich, so meine Vermutung, intuitiv verschiedene Copingstrategien im Umgang mit der Psychodynamik der Interdisziplinarität herausgebildet:

- a) *Sichere Distanz zwischen dem »Eigenen« und dem »Fremden«: Die unverbindliche Offenheit für Interdisziplinarität*

Mir scheinen Alexander Mitscherlich und, soweit ich dies überblicke, alle ihm nachfolgenden Direktoren, Clemens de Boor, Hermann Argelander, Dieter Ohlmeier und Horst-Eberhard Richter, sowie viele der bis heute über 300 wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des SFI – außer in Zeiten der institutionellen Krisen – meist eine Atmosphäre der Offenheit und der Neugier für fremde Disziplinen außerhalb der psychoanalytischen Community ausgestrahlt zu haben. In ihren Arbeiten nahmen sie Wissen aus Medizin, Sozialpsychologie, Soziologie, den Literatur- und Kulturwissenschaften, von bildender Kunst und Architektur bis hin zu den Neurowissenschaften auf. Wissenschaftler unterschiedlichster Disziplinen wurden zum Austausch ins SFI eingeladen, um sich von ihren Konzepten und Kompetenzen anregen zu lassen. Doch nur selten kam es zu verbindlichen und längerfristigen Arbeitsgruppen oder gemeinsamen Forschungsprojekten.

War diese unverbindliche Offenheit gegenüber dem interdisziplinären Dialogpartner eine (unbewusste) Copingsstrategie angesichts der möglichen Sprengkraft in nahen interdisziplinären Projekten, in denen die disziplinären Grenzen verschwimmen und die erwähnten regressiven Prozesse ausgelöst werden können? Eine sichere Abgrenzung zwischen der eigenen und der fremden Disziplin wäre auf diesem Hintergrund ein produktiver Schutz für alle Beteiligten.

- b) *Der Fremde als berechenbares, reifes »Objekt«: Sichere Selbst- und Objektgrenzen in einer sich gegenseitig anerkennenden und anregenden Interdisziplinarität*

Eine andere (unbewusste) Strategie zur Vermeidung von destruktiv-regressiven Prozessen in interdisziplinären Zusam-

menhängen sehe ich in Mitscherlichs Bemühen, konstante interdisziplinäre Partner ins SFI zu holen: hochrangige Wissenschaftler einer eigenen sozialpsychologischen Abteilung. Der leider früh verstorbene Klaus Horn wirkt auf mich in vielen Erzählungen aus dieser Zeit wie ein besonderes, konstantes libidinöses Objekt, von dem wenig Bedrohung und Verunsicherung im Sinne eines »Fremden« ausging.

Mit ihm und seinen Mitarbeitern wurde wöchentlich diskutiert. Es entstand eine intellektuelle und libidinöse Konstanz, eine Erleichterung für einen produktiven, das Eigene nicht bedrohenden, interdisziplinären Austausch.

Es ist interessant, dass viele eindrucksvolle disziplinäre Arbeiten aus dieser Zeit vorliegen. Außer Alexander Mitscherlich ließen sich Alfred Lorenzer, aber auch Hermann Argelander (z. B. in seiner Falldarstellung »Der Flieger«, 1972) von den sozialpsychologischen Arbeiten von Klaus Horn inspirieren. Andererseits finden sich beispielsweise in den Büchern zur Gruppe von Klaus Horn auch viele klinisch-psychoanalytische Erkenntnisse, die wohl nicht nur seiner eigenen psychoanalytischen Selbsterfahrung oder der Lektüre psychoanalytischer Schriften, sondern auch dem interdisziplinären Austausch mit den Klinikern zu verdanken waren.

Dennoch – aus der heutigen Sicht – erstaunt, wie wenig wirklich gemeinsame, interdisziplinäre Projekte entstanden. Soweit ich informiert bin, war die sozialpsychologische Abteilung weder am »Herzinfarkt-«, am »Scheidungs-« am »Strafvollzugs-« noch am »Traumaprojekt« aktiv beteiligt, alles Projekte, an denen andere interdisziplinäre Partner mitarbeiteten. Eine Ausnahme war offenbar das »Deutungsprojekt«, an dem alle drei Abteilungen des SFI involviert waren. Doch habe ich keine gemeinsamen Publikationen aller Beteiligten zu diesem Projekt gefunden.

War dies Ausdruck einer Vorsicht, die disziplinären Grenzen innerhalb des SFI nicht zu gefährden? War die gegenseitige, teilweise, soviel ich gehört habe, auch heftige affektive Abgrenzung von der anderen Disziplin notwendig oder vielleicht sogar unverzichtbar für das eigene professionelle Identitätsgefühl?

c) *Institutioneller Schutz vor pathologischen Regressionsprozessen durch klare Kooperationen mit interdisziplinären Partnern: Eine Chance für Intergenerationalität?*

Institutionelle Strukturen haben viele Funktionen. Unter anderem stellen sie auch einen Schutz gegen pathologische Regressionsprozesse innerhalb von Institutionen dar. So fällt uns aus heutiger Sicht auf, wie wenig in den ersten Jahrzehnten des SFI institutionelle, formale Kooperationen entstanden, um interdisziplinäre Zusammenarbeit abzusichern. Soweit ich informiert bin, wurde nicht mal zwischen dem Institut für Sozialforschung und dem SFI ein formeller Kooperationsvertrag abgeschlossen.

Erst in den letzten Jahren werden vermehrt solche Kooperationsverträge realisiert. Rolf Haubl und ich haben ein breites Netz an Kooperationen aufgebaut (u. a. mit dem Anna Freud Center und der Tavistock Clinic in London). Mir scheint dies Ausdruck eines Versuchs, die immer dringender werdenden Kooperationen in konkreten Forschungsprojekten auch institutionell abzusichern und zum Beispiel vor destruktiver Rivalität, vor Neid und parasitären Fantasien zu schützen sowie stabile Bedingungen für einen generationellen, interdisziplinären und internationalen Austausch zu schaffen.

d) *Konkrete interdisziplinäre Zusammenarbeit in gemeinsamen Forschungsprojekten: ein wünschenswertes, aber gefährvolles und zeitaufwändiges Unternehmen*

Die intensivste interdisziplinäre Zusammenarbeit entsteht selbstverständlich, wenn Wissenschaftler unterschiedlichster Disziplinen in konkreten Forschungsprojekten über längere Zeit zusammenarbeiten. Das für mich persönlich eindrucklichste Beispiel erlebte ich dank eines Forschungsstipendiums der Köhler-Stiftung in den 1990er-Jahren, das Martha Koukkou-Lehmann und ich erhalten hatten. Zusammen mit 20 Neurowissenschaftlern und Psychoanalytikern hatten wir die Chance, den damals eben beginnenden Dialog zwischen der Psychoanalyse und den Neurowissenschaften zu intensivieren. Nach einer euphorischen Verliebtheitsphase, in der wir uns in einem narziss-

tischen Hochgefühl gegenseitig als Selbstobjekte erlebten und auf die andere Disziplin grandiose Retterfantasien für viele ungelöste Probleme des eigenen Fachs projizieren konnten, erlebten wir schmerzlich den Zusammenbruch dieser narzisstischen Größenfantasie. Wir entdeckten, dass wir unter den gleichen Begriffen völlig Unterschiedliches verstanden, uns anderen Denktraditionen und Modellen verbunden fühlten und sich psychoanalytische und neurowissenschaftliche Forschungsergebnisse, beim näheren Hinschauen, nur schwer in eine fruchtbare Beziehung bringen lassen. Es wurde uns bewusst, dass wir bisher wohl vorwiegend einen Pseudodialog gepflegt hatten, indem es zu keiner vertiefenden Verständigung gekommen war. Es entstanden sogar paranoide Fantasien: Die andere, nun wieder als fremd erlebte Disziplin wurde als Angriff auf die eigene professionelle Kernidentität erlebt.

Immer noch ist mir die Vehemenz und die archaische Sprengkraft der damaligen Gruppensituation gegenwärtig. Nur dank einiger psychoanalytischer Kollegen gelang es uns, diese Krise gemeinsam zu verstehen und den Weg zurück zu einer produktiven Arbeitsgruppe im Sinne von Bion zu finden. – Geblieben ist für mich ein Respekt vor konkreter interdisziplinärer Zusammenarbeit: Sie erfordert einen großen inneren und äußeren Spielraum, Vertrauen und Sicherheit sowie eine relativ reife Ebene der Objektbeziehungen bei allen Beteiligten.

Möglicherweise ist dies einer der Gründe, warum in den aktuell laufenden Projekten, etwa im Bereich der psychoanalytischen Sozialpsychologie im Chinaprojekt unter der Leitung von Tomas Plänklers, eine enge Zusammenarbeit zwischen Wissenschaftlern der sozialpsychologischen und der klinischen Abteilung des SFI stattfindet.

Wir beiden Leiter führten bisher noch keines der laufenden Forschungsprojekte wirklich in intensiver, konkreter interdisziplinärer Zusammenarbeit durch. Bisher besetzte jeder von uns seine eigenen Forschungsfelder, die er im offenen interdisziplinären Austausch mit dem Anderen und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in seinen eigenen Netzwerken autonom verantwortet. Die spezifische, eigenständige Expertise des Anderen wird wertgeschätzt und als Anregungsquelle, als Ergänzung des

Eigenen erlebt, ohne sie aber in die eigene Forschung zu inkorporieren.

Allerdings versuchen wir in einigen Forschungsfeldern Synergieeffekte zu erzielen, indem wir unsere spezifischen Kompetenzen gemeinsam in unterschiedlichen Teilprojekten einbringen. Wir sind im kontinuierlichen interdisziplinären Austausch, führen die Teilprojekte aber autonom und mit verschiedenen methodischen Zugangsweisen durch. Mir scheint dies in der jetzigen Situation der beschleunigten, im ökonomischen und medialen Wettbewerb stehenden psychoanalytischen Forschung eine zwar beschränkte, vielleicht sogar bescheidene, aber produktive Art der Interdisziplinarität, die um die Klippen eines solchen Dialogs und darin drohender destruktiver Regressionen weiß. Sie ermöglicht ein anspruchsvolles, arbeitsintensives, aber auch interessantes und produktives gemeinsames Forschen am SFI heute.

## Literatur

- Argelander, H. (1972). *Der Flieger. Eine charakteranalytische Fallstudie.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bohleber, W. (2010). Die Entwicklung der Psychoanalyse in Deutschland nach 1950. *Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse*, 64, 1243 – 1267.
- Butler, J. (1990). *Das Unbehagen der Geschlechter.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Chodorow, N. (1978/1985). *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter.* München: Verlag Frauenoffensive.
- Dehli, M. (2007). *Leben als Konflikt. Zur Biographie Alexander Mitscherlichs.* Göttingen: Wallstein.
- Fischmann, T. (im Druck). Ethical dilemmas resulting from modern biotechnology: Between Skylla and Charybdis. Empirical results from a European wide interdisciplinary study and implications for clinical practice. Kassel, Universität, Habilitationsschrift.
- Fischmann, T., Hildt, E. (2011). *Ethical dilemmas in prenatal genetic testing.* Dordrecht: Springer.
- Freimüller, T. (2007). *Alexander Mitscherlich. Gesellschaftsdiagnosen und Psychoanalyse nach Hitler.* Göttingen: Wallstein.
- Freud, A. (1936/1952). *Das Ich und die Abwehrmechanismen.* London: Imago.



- Freud, S. (1912/13). Totem und Tabu. Gesammelte Werke, Bd. IX.
- Freud, S. (1916/17). Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Gesammelte Werke, Bd. XI.
- Freud, S. (1920). Jenseits des Lustprinzips. Gesammelte Werke, Bd. XIII, S. 1 – 69.
- Freud, S. (1939). Der Mann Moses und die monotheistische Religion. Gesammelte Werke, Bd. XVI, S. 103 – 246.
- Gay, P. (1987/1989). Freud. Eine Biographie für unsere Zeit. Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Habermas, J. (1968). Erkenntnis und Interesse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hampe, M. (2003). Pluralität der Wissenschaften und Einheit der Vernunft – Einige philosophische Anmerkungen zur Psychoanalyse. In: M. Leuzinger-Bohleber, H. Deserno, S. Hau (Hrsg.), Psychoanalyse als Profession und Wissenschaft (S. 17 – 32). Stuttgart: Kohlhammer.
- Hanly, C. (2009). Presidential adress beim IPA congress, Chicago.
- Hartmann, H. (1975). Ich-Psychologie und Anpassungsproblem. Stuttgart: Klett Verlag.
- Hoyer, T. (2008). Im Getümmel der Welt. Alexander Mitscherlich – Ein Porträt. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jones, E. (1960/1962). Das Leben und Werk von Sigmund Freud. Bd. 1 – 3. Bern u. Stuttgart: Huber.
- Kernberg, O. F. (2006). The coming changes in psychoanalytic education: Part I. International Journal of psycho-Analysis, 87, 1649 – 1673.
- Kernberg, O. F. (2007). The coming changes in psychoanalytic education: Part II. International Journal of Psycho-Analysis, 88, 183 – 202.
- Lebiger-Vogel, J. (2011). »Gute Psychotherapie«. Verhaltenstherapie und Psychoanalyse im soziokulturellen Kontext. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Leuzinger-Bohleber, M. (2007). Forschende Grundhaltung als abgewehrter »common ground« von psychoanalytischen Praktikern und Forschern? Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse, 61, 966 – 994.
- Leuzinger-Bohleber, M. (2010). Psychoanalysis as a »science of the unconscious«. Vortrag bei der IPA Anniversary Celebration – »Contemporary Perspectives on psychoanalysis«. London, 27.03.2010.
- Leuzinger-Bohleber, M., Klumbies, P.-G. (Hrsg.) (2010). Religion und Fanatismus. Psychoanalytische und theologische Zugänge. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Leuzinger-Bohleber, M., Teising, M. (im Druck). »Without being in psychoanalysis I never would have dared to become pregnant ...«: Dealing with the Janus Face of prenatal diagnostics in psychoanalytic treatments. A new challenge for psychoanalysis? International Journal of Psychoanalysis.
- Leuzinger-Bohleber, M., Dreher, A. U., Canestri, J. (Eds.) (2003). Pluralism

- and unity? Methods of research in psychoanalysis. London: International Psychoanalytical Association.
- Leuzinger-Bohleber, M., Engels, E.-M., Tsiantis, J. (Eds.) (2008). *The Janus Face of prenatal diagnostics: A European study bridging ethics, psychoanalysis, and medicine*. London: Karnac Books.
- Lorenzer, A. (1974/1985). *Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Makari, G. (2008). *Revolution in mind: The creation of psychoanalysis*. London: Duckworth.
- Marcus, S. (2009). Freud lesen und wiederlesen: Die Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1915/17). *Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis*, 24, 485 – 503.
- Marcuse, H. (1965/1977). Das Veralten der Psychoanalyse. In: Ders.: *Kultur und Gesellschaft* (Bd. 2, S. 85 – 197). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mitscherlich, A. (1975/1983). Der Kampf um die Erinnerung. Psychoanalyse für fortgeschrittene Anfänger. In: Ders.: *Gesammelte Schriften* (Bd. 8, S. 385 – 561). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Moser, U., Zeppelin, I. v., Schneider, W. (1981). Wunsch, Selbst, Objektbeziehung. Entwurf eines Regulierungsmodells kognitiv-affektiver Prozesse. Zürich: Universität Zürich, Soziologisches Institut.
- Pfenning, N. (im Druck). Wissensmanagement in psychoanalytischen Forschungsprojekten. Kassel, Universität, Dissertation.
- Schröter, M. (2010). Wenn man dem Teufel den kleinen Finger reicht ... DPG und IPV unter dem Druck des Nazi-Regimes (1933 – 1938). Vortrag auf der Tagung »100 Jahre Internationale Psychoanalytische Vereinigung (IPV) – 100 Jahre institutionalisierte Psychoanalyse in Deutschland. Brüche und Kontinuitäten«. Berlin, 5. – 7.03.2010.
- Strauß, B. et al. (2009). Forschungsgutachten zur Ausbildung von Psychologischen PsychotherapeutInnen und Kinder- und JugendlichenpsychotherapeutInnen. Im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit. April, 2009.
- Wallerstein, R. S. (Ed.) (1985). *Changes in analysis and in their training*. London: IPA.
- Weingart, P. (2002). The moment of truth for science. *EMBO reports*, 3 (8), 703 – 706.
- Weingart, P., Carrier, M., Krohn, W. (2002). Nachrichten aus der Wissensgesellschaft. Analysen zur Veränderung der Wissenschaft. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Wellendorf, F. (2010). Beitrag auf dem Panel »Die soziokulturelle Position der Psychoanalyse – Gegenwart und Perspektiven« auf der Tagung »100 Jahre Internationale Psychoanalytische Vereinigung (IPV) – 100 Jahre institutionalisierte Psychoanalyse in Deutschland. Brüche und Kontinuitäten«. Berlin, 5. – 7.03.2010.

- Whitebook, J. (2010). Sigmund Freud – A philosophical physician. Lecture at the 11th Joseph Sandler Research Conference: Persisting shadows of early and later trauma. Frankfurt a. M.
- Zaretski, E. (2004/2006). Freuds Jahrhundert. Die Geschichte der Psychoanalyse. Wien: Zsolnay.

# Inhalt

Marianne Leuzinger-Bohleber und Rolf Haubl Vorbemerkungen .....	9
--	---

## I Einführung und Übersicht

Marianne Leuzinger-Bohleber Von der »one man army« zur interdisziplinären Forschung. Zur Forschung an der Klinischen und Grundlagenabteilung am Sigmund-Freud-Institut heute ..	21
--	----

Rolf Haubl Aktuelle sozialwissenschaftliche Forschung am Sigmund-Freud-Institut – ein Umriss .....	62
--	----

## II 50 Jahre Sigmund-Freud-Institut – 100 Jahre International Psychoanalytical Association – 20 Jahre Joseph Sandler Research Conferences

Tomas Plänklers Fluctuat nec mergitur. Ein Blick auf die Geschichte des SFI .....	81
---	----

Charles Hanly Einige Reflexionen über Traumata .....	100
---	-----

Joel Whitebook Sigmund Freud: Ein »philosophischer Arzt« .....	120
---	-----

### **III Psychoanalytische Forschung am SFI in interdisziplinären und internationalen Netzwerken und laufende Projekte im klinischen und Grundlagenbereich**

Ulrich Bahrke, Lothar Bayer, Tamara Fischmann, Kurt Grünberg, Katrin Luise Läzer, Judith Lebiger-Vogel, Alexa Negele, Nicole Pfenning-Meerkötter, Tomas Plänklers, Marianne Leuzinger-Bohleber Psychoanalytisch Forschen am heutigen SFI. Gratwanderung zwischen klinischer und extraklinischer Forschung .....	143
---	-----

Steven J. Ellman Wenn Theorien berühren ... Versuch einer Integration und Neuformulierung der Traumatheorie .....	198
---	-----

Hugo Bleichmar Erneutes Nachdenken über krankhaftes Trauern. Multiple Typen und therapeutische Annäherungen .....	222
---	-----

Robert N. Emde und JoAnn L. Robinson Richtlinien für eine Theorie der frühen Intervention. Eine entwicklungs-psychoanalytische Perspektive .....	250
--	-----

Stephen Suomi Trauma und Epigenetik .....	295
--	-----

### **IV Psychoanalyse im Dialog mit den Sozial- und Geisteswissenschaften**

Lilli Gast »Vorbei! Ein dummes Wort«. Ist das Projekt der Psychoanalyse als kritische Sozialwissenschaft am Ende? .	319
---	-----

Hans-Joachim Busch Die Gegenwart psychoanalytischer politischer Psychologie und die Zukunft des Subjekts .....	336
--	-----

Chiara Bottici und Angela Kühner

Der Mythos des »Clash of Civilizations« zwischen

Politischer Philosophie und Psychoanalyse ..... 352

Rolf Haubl

»Ich geh kaputt« – »Gehste mit?«. Die Psyche in der

Leistungsgesellschaft ..... 373

Die Autorinnen und Autoren ..... 394